

Buch, Presse und andere Druckmedien

Jürg Häusermann: Journalistisches Texten.

Sprachliche Grundlagen für professionelles Informieren

Konstanz: UVK 2001 (Praktischer Journalismus, Bd. 43), 224 S.,

ISBN 3-89669-296-8, DM 38,-

Wieder mal ein Lehrbuch für Journalisten. Unsereins wäre ja schon glücklich, wenn Journalisten ihre Muttersprache beherrschten, wenn sie zum Beispiel ‚gedenken‘ mit dem Genitiv oder Zeugmata richtig benützten, also nicht, wie das in den Nachrichtensendungen täglich passiert, Singular- und Pluralsubjekte mit einem einzigen Prädikat versähen. Aber derlei scheint neuerdings in der journalistischen Praxis wie in der Ausbildung von Journalisten Luxus zu sein.

Das vorliegende Handbuch hat einen sozusagen intertextuellen Ansatz. Es behauptet, dass jeder (!) journalistische Text auf eine andere sprachliche Äußerung zurückgehe. Der Journalist müsse zwischen Informanten und Rezipienten vermitteln und dafür eine eigene Sprache entwickeln. Dabei plädiert der Verfasser für Einfachheit, für eine Zerlegung komplexer Tatbestände in mehrere Sätze sowie für einen linearen Aufbau von Texten. Ob, was er „Portionieren“ nennt, auf die Dauer auch zu einer Simplifizierung von Denkschemata führt, also zur Unterschlagung von logischen Zusammenhängen, reflektiert Häusermann nicht. Ihm geht es um (rasche) Verständlichkeit. Zu Recht aber weist er darauf hin, dass bestimmte (grammatische) Verfahren Informationen vorenthalten und somit Partei ergreifen. Er führt sprachliche Mittel auf, die einem Bericht eine – wie er meint: unvermeidliche – Interpretation verleihen. Dafür bringt er eine größere Zahl überzeugender Beispiele. Er beschränkt sich auch nicht auf das Linguistische, wenn er nachweist, wie sehr die Perspektive Interpretation leistet. Da bleibt er erfreulich konkret, wenn er etwa empfiehlt, „zu überprüfen, ob die Perspektive der Macht bzw. der Bürokratie beibehalten werden soll, oder ob nicht diejenige der Betroffenen geeigneter ist“ (S.38). Weniger plausibel erscheint der Grundsatz, dass eine einmal gewählte Perspektive im ganzen Text beibehalten werden solle.

Ein knappes Kapitel erstellt eine stichwortartige Typologie von Nachrichtensendungen. Etwas unvermittelt schließt der Autor Hinweise für die Einübung von kreativen Schreibtechniken an. Ausführlich handelt er dann den Umgang mit fremder Rede, die Bearbeitung von Zitaten ab, um sich danach, wieder mit deutlichem Interesse für den praktischen Aspekt, mit Problemen des Interviews zu beschäftigen. Vergleichsweise ausführlich diskutiert Häusermann auch die Möglichkeiten der Wiedergabe von Fach- und Sondersprachen. Erstaunlich viel Platz widmet er dem Spezialproblem der Bildunterschriften, die, wie die ebenfalls abgehandelten Titel, in der Regel bekanntlich gar nicht vom Journalisten, sondern

vom Schlussredakteur formuliert werden. Völlig überraschend erscheinen in diesem Kontext die Kapitel über den „Journalismus als unbekanntes Fach“ und über „Konstruktive Kritik an eigenen und fremden Texten“, die wohl Abfallprodukte aus dem Alltag eines Universitätsprofessors sind. Und weil der zwar in Tübingen lehrt, aber Schweizer ist, heißen die drei Schriftsteller, von denen die einzigen literarischen Zitate stammen, Gottfried Keller, Friedrich Glauser und Franz Hohler. Was zur Frage führt, wie sehr Texte und ihre Interpretation von der Biografie des Schreibenden abhängen. (Das Prinzip der Linearität bestimmt jedenfalls nicht den Aufbau des vorliegenden Buchs.)

Das Problem aller Lehrbücher dieser Art: sie neigen zur Dogmatik. Häusermann dekretiert: „Der gute Einstieg hat inhaltlich einen zwingenden Bezug zum Text.“ (S.60) Bekanntlich sind – zumal im Feuilleton oder bei umfassenderen Hintergrundartikeln – oft gerade jene Texte die spannendsten, die sich ihrem Thema auf einem Umweg nähern. Ein Meister dieser Methode ist Franz Schuh, der in der *ZEIT* regelmäßig Taschenbücher bespricht. Im übrigen nährt der folgende saloppe Satz den Verdacht, dass die scheinbar so objektivierbaren Regeln journalistischen Schreibens Moden unterworfen sind: „Der Einstieg über ein Zitat ist out.“ (S.63) (Dem gegenüber ist die Verwendung der Vokabel „out“ in einem Lehrbuch offenbar in...)

Thomas Rothschild (Stuttgart)